

I.

Festrede bei der Feier von Schillers Todestag

am 9. Mai 1905.

von Direktor Dr. Weineck. *)

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem ew'gen Gesetze;

Da ist nichts, was den Menschen verletze.
Aber das Ungeheuere auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch den Mann auf der Höhe des Lebens.

Das hat er heute vor 100 Jahren mit einem der Grössten und Besten unseres Volkes getan, den er mitten aus dem reichsten Schaffen herausgerissen hat, zum schmerzlichen, zum unersetzlichen Verlust für Deutschland und die Menschheit. Darum muss uns heute, wenn wir dessen gedenken, zunächst Wehmut beschleichen. Und doch ist, wenn in diesen Tagen weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, überall, wo die deutsche Zunge klingt, der Name und der Ruhm Friedrich Schillers von Millionen und Aber-Millionen Lippen ertönt, die Grundstimmung freudiger Dank, dass die Vorsehung diesen grossen Dichter und Menschen uns geschenkt hat. Denn er war unser!

Und noch ist er unser, noch lebt er unter uns unsterblich fort als des deutschen Volkes Lieblings- und Nationaldichter. Noch ist er in der Schule vor andern der Bildner und der Erzieher der Jugend, die er zumeist für alles Hohe und Edle begeistert; noch behauptet er auf der Bühne von allen älteren Dramatikern den ersten Platz, und seine Dichtungen fehlen in keinem halbwegs gebildeten deutschen Hause und — was mehr besagt — werden gelesen.

Von Schillers Lebensgange kann ich nur das Wichtigste andeuten.

In Armut geboren, in beschränkten und dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, empfing der Knabe für seinen reich begabten Geist Anregung und Nahrung durch die strenge Pflichttreue eines tüchtigen, strebsamen Vaters und den frommen, auf Höheres gerichteten Sinn der sanften Mutter, durch das Vorbild und den Unterricht eines würdigen Geistlichen, aus der Bibel und einigen fast vergessenen Dichtern und durch den Glanz und das Theater der kleinen Residenz Ludwigsburg, deren lateinische Schule ihm wenig bieten konnte. Auf der von Herzog Karl Eugen geschaffenen und geleiteten Akademie, der Karlsschule, genoss der Jüngling neben seinem Brotstudium, der nicht gern betriebenen Medizin, einen vielseitigen, auch literarischen Unterricht und mit vertrauten Freunden auch die verbotene Lektüre der neuesten bedeutenden Dichtungen. Dadurch wurde sein poetisches Talent zu seiner Erstlingsschöpfung, den Räufern, angeregt, und im Verkehr mit den Studiengenossen, Söhnen aus vornehmen und gebildeten Häusern, erweiterte er seinen Gesichtskreis. Aber sein kraftvoller Geist empfand den drückenden Zwang der ganz militärisch eingerichteten Erziehungsanstalt schwer und nachher noch schwerer die despotischen Eingriffe des Herzogs in die literarische Tätigkeit seines „Regimentsmedikus“, so dass er den heroischen Entschluss fasste, um seines höheren Berufes willen seine Lebensstellung, sein Vaterhaus und sein Vaterland daranzusetzen und in die ungewisse Fremde zu entfliehen. In den nun folgenden Wanderjahren wurde er aus der schwersten Not und Bedrängnis, während der er doch zwei neue Dramen geschaffen hatte, durch Körners edle Freund-

*) Bem. Zwar ist diese Rede keine Schulrede, sondern sie ist bei der öffentlichen Schillerfeier vor einem gemischten Publikum gehalten worden. Aber unter diesem waren auch jugendliche Zuhörer, und darauf berechnet, ist sie für unsere älteren Schüler wohl verständlich, und die jüngeren werden reifer. So mag sie hier als ein letzter Gruss an meine Schüler und deren Angehörige ihren Platz finden.

schaft errettet und fand bei ihm in Leipzig-Gohlis und in Dresden-Loschwitz eine Freistatt zu freudig rüstiger Arbeit, vor allem an seiner eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Ausbildung durch geschichtliche und philosophisch-ästhetische Studien. Diesen widmete er vorzugsweise Zeit und rastlose Arbeit auch während seines ersten kurzen Aufenthaltes in Weimar und in Volkstedt bei Rudolstadt, wo er seine Lotte kennen und lieben lernte, und auch noch, nachdem er in Jena mit einer erst garnicht, dann sehr dürftig besoldeten Geschichts-Professur festen Fuss gefasst und durch die Verbindung mit der trefflichsten Frau sich eine beglückende Häuslichkeit geschaffen hatte. Kaum aber „mocht' er sich im sichern Port nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen“, da stürzte ihn das Uebermass der Arbeit, verbunden mit den früheren Entbehrungen, in jene schwere Krankheit, von der er kaum und niemals ganz genass. Aus den hierdurch entstandenen neuen Sorgen und Nöten durch hochherzige Hilfe aus dem fernen Dänemark gerettet (der eine der edlen Helfer war der Urgrossvater unserer Kaiserin), wurde er nach einem herzerquickenden Wiedersehen seiner Eltern, Geschwister und Jugendfreunde, die er endlich in der Heimat einmal wieder aufsuchen konnte, durch das Studium der Alten und durch den einzig dastehenden Freundschaftsbund mit Göthe in seiner inneren Vollendung als Künstler und Mensch so sehr gefördert, dass er nunmehr „mit Riesenschritten den Kreis des Wollens und Vollbringens mass“ und mit Riesenstärke seinem verfallenden Leibe jene Fülle vollendeter Kunstwerke abrang, die ihm die Unsterblichkeit gesichert und ihn ebenbürtig neben Göthe gestellt haben, bis der allzurasche Tod ihn mitten aus neuen grossen Entwürfen hinwegraffte.

Und so hat ihn Rietschel in Weimar, wohin ihn zuletzt das Theater und des Herzogs Karl August Gunst gezogen hatte, mit Göthe zusammen, wie sie beide einen Lorbeerkranz halten, dargestellt.

Dieser aber, sein grosser Freund, hat in dem herrlichen Denkmal, das er ihm gestiftet, dem Epilog zur Glocke, seinen Lebensgang und sein Wesen auf das treffendste also gezeichnet:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut. —
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ja, das ist es, was vor allem ihn so hoch gestellt und zu unserm Lieblingsdichter gemacht hat; in allen seinen Dichtungen, den herrlichen Balladen, den gewaltigen Dramen und den gehaltvollen Gedankendichtungen, hat er den Lebensnerv und das poetische Bedürfnis des deutschen Volkes vornehmlich durch seinen Idealismus getroffen.

Uns aus der Mühsal und Kleinlichkeit des Alltagslebens, aus dem Niedern und Gemeinen heraus und über uns selbst zu erheben, uns auf die lichten Höhen reiner Menschlichkeit zu führen, das hat keiner so verstanden wie er. Was Schiller besingt, ist immer etwas Erhabenes und Grosses, und auch die Sprache, in der er es besingt, ist schön zwar und anmutig, mehr aber noch voll Hoheit, Glanz und Würde. In solchen Tönen singt er in seinen lyrischen Gedichten von Freiheit, Tugend, Gott und Unsterblichkeit, von dem schönen Wunderlande, in das nicht weiche Sehnsucht, sondern nur mutiger Glaube hinüberträgt, von der noch am Grabe aufgepflanzten Hoffnung, von der beseligenden Macht der Freude und der Poesie, die mit jedem jungen Jahre die Herzen von neuem entzückt, der Würde der Frau und der Innigkeit des Familienlebens. In den Balladen und Dramen preist er hohe Tugenden und übergewaltige Empfindungen, die zu ausserordentlichem Tun treiben: die Demut, die sich selbst bezwungen, die Treue bis in den Tod, den kühnen Heldenmut und das hochgespannte Ehrgefühl, die Liebe und die Freundschaft. Und in jenen wie mehr noch in den Tragödien stellt er uns das wunderbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit erschütternd vor Augen, die furchtbare Macht, die richtend im Verborgenen wacht, die den Rachestrahel sicher auf das Haupt des Frevlers fallen lässt und den Uebergewaltigen, den, der sich gegen die Gesetze der sittlichen Weltordnung auflehnt, plötzlich stürzt, damit diese gerechtfertigt und erhalten bleibt.

Der Räuber Moor bietet zur Sühne dafür, dass er mit Mord und Brand die Welt hat in die Richte bringen wollen, sich selbst dem Richter dar; der heldenmütige Drachentöter muss aus dem Orden ausgeschlossen werden, bis er durch selbstverleugnende Unterwerfung die Heiligkeit des Gesetzes wieder hergestellt hat; der gewaltige Wallenstein scheitert mit seinem verräterischen Vorhaben an den altgeheiligten Ordnungen; Don Cesar opfert sich den Manen des ermordeten Bruders, weil ihn niemand richten kann; und selbst Marie Stuart und die gottbegeisterte Jungfrau müssen untergehen, denn auch sie haben sich schuldig gemacht. — Nicht minder hohe Gegenstände behandelt Schiller in seinen grossen Gedankendichtungen, so im Spaziergange die Entwicklung der menschlichen Kultur und in dem Liede von der Glocke des Lebens wechselvolles Spiel, das uns den Erdensohn in den wesentlichsten Beziehungen des häuslichen und öffentlichen Daseins vorführt. Aber freilich sind jene Menschen und Handlungen und Zustände nicht die gewöhnlichen, wie sie in Haus und Familie, in Stadt und Staat meist wirklich sind, sondern, wie sie sein sollen.

Schillers Muse zeigt uns mehr als die eines andern Dichters alles urbildlich, in idealer Gestalt. Und so ruft er uns auch zu:

„Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem dumpfen Leben
In des Ideales Reich!“

In dieses Reich ewiger Gedanken und verklärter Gestalten sich von ihm erheben zu lassen, das eben sagt uns Deutschen, die wir noch für Ideale schwärmen können, dem Volke der „Denker und Dichter“ besonders zu. Und in Schiller ist der Dichter mit dem Denker auf das vollkommenste vereinigt.

Und Schillers Ideal ist ein sittliches; das ist es weiter, was ihn uns wert macht. Schönheit mit reiner Sittlichkeit, Anmut mit Würde vereint, das ist das hohe Ziel, zu dem er selbst sich durchgerungen hat, zu dem er alle führen will. Nach seiner Ansicht und Absicht soll das Schöne dem Guten und Wahren dienen. Den Künstlern „ist der Menschheit Würde anvertraut“, d. i. ihre sittliche Hoheit, und „der Sänger, der Bringer der Lust, soll mit süssem Klange bewegen die Brust und mit göttlich erhabenen Lehren“. Die Kunst soll das strenge Pflichtgebot wie die ernste Wahrheit so anmutig und schön umkleiden, dass wir sie mit Lust annehmen und nun aus Neigung ganz von selbst tun, was recht, gut und wahr ist, uns so aus den Banden der Sinnlichkeit befreiend. Das ist die sittliche Freiheit, Schillers höchstes Ideal. Und das soll auch das des deutschen Volkes bleiben.

Doch wir sind nicht nur ein Volk der Dichter und Denker. So konnte es freilich gegen Ende des 18. Jahrhunderts scheinen. Da lag die deutsche Volkskraft, die früher und später sich so gewaltig gezeigt hat, gebrochen, gelähmt, ohnmächtig darnieder; damals fehlte, selbst in Preussen, der Mut zur Tat. Diesen der deutschen Volksseele wieder eingehaucht zu haben, das ist Schillers Verdienst. Auf sein Erstlingswerk, die Räuber, setzte er als Titelpuffer einen steigenden Löwen. Und Dannecker, sein Studienfreund, hat seine berühmte Büste in kolossalischem Massstabe gebildet; denn, so meinte er, Schiller könne nur kolossal lebendig gemacht werden. Und so atmen alle Gestalten seiner Muse Kraft und Grösse; sie haben alle etwas Heldenhaftes an sich, Schillers eigenster Lebenssaft pulsiert in ihren Adern. Allen Gewalten zum Trotz wollen sie sich durchsetzen oder untergehen, auch die Frauen seiner Dramen. Karl Moors Geist „dürstet nach Taten“; der ritterliche Jüngling im Taucher stürzt sich zum zweiten Male hinab in den furchtbaren Höllenrachen; Wallenstein,

Der, von der Zeitengunst emporgetragen,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrfurcht Opfer fiel,

ruft im fürchterlichen Drange der Entscheidung aus:

Ich kann mich nicht,
Wie so ein Wortheld, so ein Tugendschwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken;

Und eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus;

und auch „das schwache Volk der Hirten“ — im Tell — wagt es

In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt.

Aber den Entschluss dazu hat ein Weib, Stauchfachers hochgesinnte Frau, angeregt, und eine Jungfrau ermutigt Frankreichs verzagte Krieger und bricht zuletzt ihre Ketten, um für ihren König zu sterben.

So ist aus den Dichtungen dieses unsres grössten Dramatikers, der dies eben infolge seiner heldenhaften Natur geworden ist, auch in das deutsche Volk wieder der Geist lebensschaffender Tat eingeströmt, und dies besonders aus den Dramen, in denen

— um der Menschheit grosse Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen.

Um Freiheit! — Schiller ist der Dichter der Freiheit und auch als solcher unsres Volkes Lieblingsdichter.

„In tirannos“ (gegen die Tyrannen) hat er als Motto auf das Titelblatt seines Erstlingswerkes gesetzt, das gleich den andern Jugenddramen gedichtet war gegen die Tyrannei der kleinen deutschen Landesväter, die zur Befriedigung ihrer unsittlichen Genuss- und Prunksucht das Mark des Volkes aussaugten und das Blut der Landeskinder an fremde Potentaten verkauften, und gegen den Druck der Vorrechte der meist auch sittlich angefressenen oberen Stände. Dagegen empörte sich die Feuerseele dieses Jünglings und ergoss sich in jenen Dichtungen mit wilder, revolutionärer Leidenschaft, die die Jugend unwiderstehlich mitriss.

Die Leidenschaft floh, aber die Liebe zur Freiheit blieb, nur dass das Freiheitsideal abgeklärt und edler erscheint, schon im Don Carlos, wo Posa eine Zeit heraufführen will, in der „Bürgerglück vereint mit Fürstengrösse wandeln“ soll, und mehr noch in den späteren Dichtungen. Die Greuel der entarteten Freiheitsbewegung in Frankreich zeichnet und verdammt er im Lied von der Glocke und singt hier der heiligen segensreichen Ordnung einen Hymnus. Doch lässt er auch hier die tausend fleiss'gen Hände „in der Freiheit heil'gem Schutz“ sich regen, und sein Schwanengesang, der Wilhelm Tell, ist wieder gegen die Tyrannenwütereie gedichtet und verherrlicht eine Revolution. Aber freilich, diese war eine gute, eine sittlich notwendige Empörung, in der ein frommes Volk

„Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet“ (doch dann)
„Im Glücke selbst, im Sieg sich noch bescheidet“

und nur seine uralten, unveräusserlichen Rechte zurückerkämpft, auf denen es sein Gemeinwesen neu und frei aufbaut. Hier ist massvolle Selbstbeherrschung, hier ist die Freiheit mit der Ordnung aufs schönste vereinigt; hier beruht die politische Freiheit auf der sittlichen. Das ist unsres grossen Dichters Freiheitsideal, das er mit dieser Dichtung in das Herz seines Volkes hineingesungen hat, für welches je länger desto wärmer sein Herz schlug.

Aber dem zu politischer und nationaler Schmach und Ohnmacht herabgesunkenen deutschen Volke war damals mit dem Vaterlande auch das Vaterlandsgefühl und der Nationalstolz fast völlig verloren gegangen; ja die meisten seiner Denker und Dichter meinten, als Weltbürger über die Schranken des Volkstums erhaben zu sein. Nicht so Schiller. Trotzdem sein Posa weltbürgerlich für die Menschenrechte schwärmt, hat Schiller doch immer deutsch empfunden. Schon der heimatlose Jüngling lässt den Helden von Kabale und Liebe der englischen Lady zurufen: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich verwerfe dich — ein deutscher Jüngling!“ und in der Glocke preist der reife Mann als das heiligste der Bande den Trieb zum Vaterlande. In den schlimmen Zeiten um die Wende des Jahrhunderts, als deutsche Fürsten und Staatsmänner, der Kaiser mit, Reich und Volk den Fremden preisgaben, da sieht er nach Einem aus, der mit seinem Wallenstein sagen möchte:

Es soll nicht von mir heissen, dass ich Deutschland
Zerstücket hab', verraten an den Fremdling,

Um meine Portion mir zu erschleichen;
Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren.

Und als die Gefahr der völligen Unterjochung durch den fränkischen Cäsar dem patriotischen, durch das Geschichtstudium geschärften Blicke Schillers sich immer deutlicher darstellte, da entnimmt er aus Frankreichs Geschichte, in der Jungfrau von Orleans, das Vorbild höchster vaterländischer Begeisterung und Hingabe, durch die ein untergehendes Volk und Reich gerettet wird, und ruft es Deutschlands Fürsten und Volke in's Gewissen:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Doch noch umsonst. Drohender zog das Unwetter von Westen herauf. Da liess der weit-schauende Dichter noch einmal seine Warnerstimme eindringlicher im Wilhelm Tell erschallen, diesem Freiheits- und Vaterlandsgedicht, in dem er uns das herrlichste Bild echten deutschen Volkstums, mit deutscher Treue und Innigkeit und auch mit deutscher Heimats- und Vaterlandsliebe gesättigt, vorführt. Da mahnt er durch den Mund des alten Attinghausen, des treuen Hüters seines Landes, erst die Tausende von vaterlandslosen Jünglingen und Männern:

An's Vaterland, an's teure, schliess' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

und dann das ganze vielfach zerrissene und in sich feindlich zerspaltene deutsche Volk mit den ergreifenden letzten Worten des sterbenden Greises:

Seid einig — einig — einig!

Und dazu das leuchtende Vorbild des Rütlibundes mit dem heiligen Gelöbnis:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

Was der Dichter-Seher hier im Bilde zeigt, das ist freilich bei uns erst nach zwei Menschenaltern wahr geworden, als in Bismarck und Kaiser Wilhelm „die Retter kamen diesem unserm Lande.“ Aber dass dies geschehen konnte, dass unser Volk das Joch der Fremdherrschaft zerbrach, dass nachher in der langen Zeit unerfüllter patriotischer Hoffnungen diese nicht erstarben und dass endlich die spröden Glieder des deutschen Volkes politisch und auch im Geiste zusammengeschweisst sind, daran hat Schiller einen ganz hervorragenden Anteil.

Soll er nun, der Dichter des Ideals und der Sittlichkeit, der Kraft und der Grösse, der Freiheit und des Vaterlandes, soll er auch fürder bleiben der Führer und Erzieher unserer Jugend, des deutschen Volkes Lieblings- und Nationaldichter? Oder hat ihn Deutschland, das wieder geeint, gross, reich und angesehen dasteht, nicht mehr nötig? — Vielleicht mehr, denn ehedem.

Denn während einerseits eine immer stärker anschwellende Partei darauf ausgeht, die alten, geheiligten Ordnungen zu zerstören, und durch die Predigt falscher Freiheit die Massen betört, erleidet andererseits in dieser Zeit hochentwickelter materieller Kultur der Idealismus und die sittliche Grösse bei Hoch und Niedrig Einbusse. Fast scheint es, dass

Der göttliche Funken,
Den er uns geweckt,
Verglimmen will auf dem Herde der Deutschen
Im Hasten nach äusser'm Genuss und Gewinn,
Im herztötenden täglichen Kampfe
Um's kleinliche Dasein,
In öder Parteisucht,
Im Hader der Stände und Stämme. —

Sollte er, unser Schiller,
Uns wirklich also gestorben sein?
Nein, nein, erlebt!
Und du, lebend' Geschlecht,
Durch nimmer erschlaffendes Ringen
Nach des Daseins höchsten, edelsten Gütern
Beweise,
Dass treu du noch hütest
Deines Dichters Erbe!*)

*) Aus dem Eingangs-Gedicht zur Schiller-Nummer der Illustrierten Zeitung, von Ernst Scherenberg, z. T. umgebildet.